



Albrecht von Lucke

Das Verschwinden einer Idee

Von Helmut Kohl stammt angeblich der Satz »Europa ist eine Frage von Krieg und Frieden«. Man muss ihn allerdings, will man auf seinen Kern stoßen, noch zuspitzen: Auch in Europa war »der Krieg der Vater aller Dinge«. Heraklit, der Schöpfer dieses Satzes, ging von einer Welt von Gegensätzen aus. Diese jedoch sollen aus einem einheitlichen Grund, dem »logos«, entstanden sein. Darin besteht Heraklits Dialektik: Dem Streit, dem omnipräsenten Dissens, liegt selbst ein unitarischer Moment der Vernunft zugrunde.

In der europäischen Geschichte verhält es sich andersherum. Am Beginn der Idee von Europa steht der Krieg als der brutalste aller Konflikte. Erst das große Morden schuf den Willen zur Einheit. Das Leben Helmut Kohls ist dafür selbst das beste Beispiel. Man kann den Europäer Kohl, der als Jugendlicher nach 1945 Schlagbäume an der deutsch-französischen Grenze demontierte, nur verstehen vor dem Hintergrund des Verlusts seines älteren Bruders im Zweiten Weltkrieg. Die Geschichte der Europa-Idee ist daher ohne das Bewusstsein der europäischen Kriegsgeschichte nicht zu begreifen. Dass dieses Bewusstsein verloren ging, ist selbst einer der maßgeblichen Gründe der gegenwärtigen Krise der Europäischen Union. Über 50 Jahre funktionierte diese als vermeintliche Win-win-Gemeinschaft aller Beteiligten. Doch heute rächt sich die fehlende überökonomische Identität, die Union erweist sich als Schönwettereinrichtung: In dem Augenblick, da der ökonomische Zugewinn ausbleibt, droht auch die Gemeinschaft auseinanderzubrechen, liegt die Rückkehr zu nationalen Lösungen für viele auf der Hand. Dabei erklärt sich die Geschichte Europas von Beginn an aus dem Wettstreit zweier Konzepte: dem eines geeinten, unitarischen Europas gegen die pluralistische, klein- bzw. nationalstaatliche Lösung. Und auch in diesem Wettstreit stand stets der Krieg Pate.

Von den Türken vor Wien zum Frieden von Utrecht
Erste Einheitsvorstellungen erfuhr der europäische Kontinent im Zuge des langen Abwehrkampfes gegen das Osmanische Reich. Dieser erstreckte sich über 300 Jahre, vom frühen 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Den großen ideellen Umbruch bescherte jedoch erst die anbrechende Aufklärung. Als der Kontinent noch tief geprägt war durch den verheerenden Dreißigjährigen Krieg, entwickelte der Abbé de Saint-Pierre von 1712 bis 1717 den Plan eines dauerhaften Friedens in Europa (»Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe«). Dabei handelt es sich um einen Vorläufer der Kant'schen Idee eines »Ewigen Friedens«. Das Ziel des Abbé: das »Kriegssystem« durch ein »Friedenssystem« zu ersetzen – und zwar durch einen »universellen Frieden zwischen den Nationen«. Was der Abbé, genau wie später Immanuel Kant, also dezidiert nicht forderte, war die Auflösung der Nationen.

Just zur Zeit des Abbé de Saint-Pierre kam es zu einer nicht nur für die damalige Zeit ganz ungeheuerlichen Begebenheit: Am 11. April 1713 gelang es einer internationalen Versammlung von Diplomaten, im niederländischen Utrecht tatsächlich einen Friedensvertrag zu schließen – und zwar ganz ohne vorangegangene Niederlage. Der Friede von Utrecht war der erste Frieden in Europa, der durch reine Diplomatie zustande kam.

In der Tat ist dieses Ereignis bis heute wegweisend: 1713 in Utrecht gelang, woran Europa im 19. und 20. Jahrhundert kläglich scheitern sollte – nämlich die expansiven Bestrebungen seiner Großmächte diplomatisch einzuhegen. Allerdings ging auch diesem Frieden ein jahrelanger Krieg voraus, nämlich der Spanische Erbfolgekrieg, ausgelöst durch den Tod Karls II. im Jahre 1700, mit dem der Niedergang des spanischen Weltreichs begann. Im Frieden von Utrecht wurden die europäischen Besitzungen Spaniens zwischen Habsburgern und Bourbonen aufgeteilt. Großbritannien als der eigentliche Sie-



ger sicherte sich dagegen wichtige Flottenstützpunkte im Mittelmeer und in Spanisch-Amerika (also auch die Vormacht im Sklavenhandel), womit es seine Position als Großmacht zur See entscheidend ausbauen und den Aufstieg Frankreichs verhindern konnte.

Der Krieg gegen Napoleon als ideelle Zäsur

Noch aber hatte sich die Vorstellung eines einheitlichen Europas nicht herausgebildet, im Gegenteil: Es dominierte die Einteilung Europas und der restlichen Welt in unterschiedliche Interessengebiete der europäischen Großmächte. Den großen Sprung in die Idee eines unitarischen Europas bewirkte erst eine weitere kriegerische Epoche. »Am Anfang war Napoleon«, leitet bekanntlich Thomas Nipperdey seine epochale *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert* ein. »Am Anfang war Napoleon« – für die Frage der europäischen Einigung trifft dies nicht weniger zu. In der Begeisterung für, aber mehr noch im Hass gegen Napoleon entstand erst ein »übernationales Gemeinschaftsgefühl der Europäer« (Heinrich Mann).

An Napoleon schieden sich die Geister. Die einen sahen in ihm den Weltgeist zu Pferde – den Einiger Europas im Geiste der Ideen von 1789, die anderen bloß den Imperator, der die Ideale der Französischen Revolution und die europäische Friedensidee pervertierte und den ganzen Kontinent unter das französische Joch zwingen wollte. Auf der Seite der Ablehnung standen die Romantiker, insbesondere Novalis, aber auch die Gebrüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel. Gegen die kriegerisch nationalistische Hybris Napoleons setzen sie die Idee eines friedlich geeinten Europas. In seiner berühmten Rede »Die Christenheit oder Europa« beschwört Novalis die (imaginären) schönen Zeiten Alt-Europas als eines christlichen Kontinents, verbunden durch ein großes gemeinschaftliches Interesse und ein gemeinsames Oberhaupt. Europa wird hier zu einem geschichtsphilosophischen Sehnsuchtsort – Novalis fordert gar »eine zweite Reformation« –, der aber zurückverweist auf die mittelalterliche Reichsidee und eine vorreformatorisch geeinte Christenheit.

Mit diesen Ideen blieben die Romantiker jedoch ziemlich allein. Heinrich Mann stellte später zu Recht fest, dass es sich bei der europäischen Einheitsidee um eine »reine Erfindung der Dichter [handelte], nur von ihnen erhalten und aufbewahrt während der feindlichsten Zeiten«. Weit dominierender war eine andere Idee, welcher der Krieg gegen Napoleon entscheidenden Auftrieb ver-

lieh – die der Nation. Von Intellektuellen wie Ernst Moritz Arndt und Johann Gottlieb Fichte vorangetrieben, wurde die nationale Begeisterung gegen den Imperator fast zu einer Massenbewegung, die mit der Völkerschlacht von Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813 ihren kriegerischen »Höhepunkt« erlebte.

Die endgültige Niederlage Napoleons 1815 und der folgende Wiener Kongress verhalfen jedoch weder der europäischen noch der nationalen Idee zum Durchbruch: Eine Rekonstruktion des alten Heiligen Römischen Reiches kam für die beteiligten Großmächte und Kleinstaaten nicht in Betracht. Aber auch die ersehnte deutsche Einheit blieb ein Wunschtraum. Was gezogen wurde, waren alte und neue Grenzen, die den Kontinent jahrzehntelang dominieren sollten. Alle Kräfte – speziell in Deutschland – richteten sich nun auf die Vollendung des souveränen Nationalstaats und auf den Ausbau seiner Macht. Damit jedoch waren die Konflikte der nächsten 100 Jahre besiegelt.

Von der alten zur neuen deutschen Frage

Mit der Gründung des Deutschen Reichs 1871 – erkämpft durch »Blut und Eisen« (Bismarck) – entstand schließlich jene Macht in der Mitte Europas, die das labile europäische Gleichgewicht 40 Jahre später sprengen sollte. Das ganze »kurze« 20. Jahrhundert stand unter dem kriegerischen Vorzeichen der deutschen Frage. Es begann mit den Schüssen von Sarajevo, dem Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger am 28. Juni 1914, und endete mit dem Fall der Mauer am 9. November 1989, die die »zweite« deutsche Einheit besiegelte. Die Ironie der Geschichte: Mit der Eskalation der deutschen Frage erlebte auch die europäische Idee ihre Hochzeit: Am Anfang stehen das europäische Gemetzel – auf den Feldern von Verdun und Langemarck – und der zweite Europäische Bürgerkrieg (von 1914 bis 1945); nach 1945 lautete dann die Parole, aus Feinden werden Brüder.

Doch nach 1989 ist Europa nicht nur die alte deutsche Frage abhandengekommen, sondern auch die alte Europa-Verbundenheit, als eine Frage von Krieg und Frieden. Das historische Gedächtnis erweist sich als ausgesprochen kurzlebig. Jede europäische Nation kämpft heute wieder auf eigene Rechnung. Man kann fast den Eindruck gewinnen, die unitarische Idee Europas habe sich 300 Jahre nach ihrer »Erfindung« wieder in eine Sache der Philosophen zurückverwandelt. Tatsächlich wird für das geeinte Europa von niemandem so sehr gefochten



wie von Jürgen Habermas. Wie wenig Europa dagegen ohne größere Idee auskommen kann, zeigt der aktuelle Zustand der Europäischen Union. Eben noch mit dem Friedensnobelpreis geehrt, droht in der Euro-Krise das einstige Projekt der Entfeindung zu einem Projekt neuer Verfeindungen zu werden.

Gleichzeitig erleben wir die Wiederkehr der deutschen Frage in neuem Gewand, nämlich als ökonomische. Dabei hatte man die Anomalie der deutschen Geschichte, den deutschen Sonderweg der verspäteten Einigung, mit der deutschen Einheit 1990 für glücklich überwunden gehalten. Doch nun tun sich neue Sonderwege in Euro-Europa auf, ist wieder vom deutschen Hegemon die Rede. Uralte Stereotype werden bemüht: Der Philosoph Giorgio Agamben hält der Hochkultur des lateinischen Südens die protestantische Arbeitsmoral des barbarischen Nordens entgegen. Damit taucht der alte, verhängnisvolle Gegensatz von hoher ›Kultur‹ versus niederer ›Zivilisation‹ wieder auf, wenn auch ins Gegenteil verkehrt: Waren in den ›Ideen von 1914‹ – dezidiert gerichtet gegen jene von 1789 – noch die Deutschen die Helden und die anderen die Händler gewesen, liegt die Sache heute andersherum. Bei alledem zeigt sich: Das rein monetäre Europa, das allein auf dem Euro gründet, gibt offenbar nicht die Antwort auf die Krise Europas und die neue deutsche Frage. Was daher nottut, ist eine Reaktivierung des europäischen Gedankens im Zeichen einer echten, politischen Einheit Europas.

Die alte Konkurrenz: Europa oder der Westen

Dafür allerdings tut sich gegenwärtig eine ungeahnte Chance auf: Denn neben der Europa-Idee gab es speziell für die Bundesrepublik stets eine Konkurrenzidentität – die Idee des Westens. Schon Konrad Adenauer fuhr zweigleisig: Erstes Ziel war die europäische Entfeindung, speziell gegenüber dem Nachbarn und Erzrivalen Frankreich. Daneben aber – und nicht weniger wichtig – war die Beziehung zur Schutzmacht Amerika. Dem diente die Integration ins westliche Bündnis und in die NATO.

Auch die USA pflegten den Stand ihrer Beziehungen zu Europa, als Vorhut gegen den Kommunismus. John F. Kennedy brachte daher 1963 bei seiner Rede in Frankfurt am Main eine »transatlantische Partnerschaft« ins Spiel. Dieses Programm einer riesigen atlantischen Einheit war ein dezidierter Gegenentwurf zu dem vor allem vom französischen Präsidenten Charles de Gaulle verfochtenen Europa der Vaterländer. Die Idee des Westens und die at-

lantische Brücke verhinderten so auch die Besinnung auf die eigene souveräne Stärke Europas. Spätestens seit ›Nine Eleven‹, eigentlich aber bereits seit dem Fall der Mauer und dem Untergang des gemeinsamen Feindes im Osten ist die westliche Identität jedoch schwer angeschlagen. Speziell das von Barack Obama ausgerufene »pazifische Jahrhundert« bedeutet auch eine Abwendung von Europa, die durch die jüngsten Enthüllungen zu Prism und NSA nur noch verstärkt wird.

Daraus folgt: Europa muss seine Probleme heute allein lösen – die Nachkriegszeit ist endgültig vorbei. Umso mehr ist eine eigenständige politische Identität Europas geboten. Das aber verlangt den Einzelstaaten einen doppelten Souveränitätsverzicht ab: erstens nach außen durch den Aufbau gemeinsamer europäischer Streitkräfte. Bereits die Nachfolgekrise in Jugoslawien 1993, als Europa zu einer Befriedung nicht in der Lage war, brachte dieses Erfordernis deutlich zum Ausdruck. Und zweitens wäre nationale Souveränität nach innen abzugeben, durch den Aufbau eigenständiger demokratischer Einrichtungen in der EU – eines gewählten Parlaments samt einer Regierung, die über den Nationalstaaten angesiedelt ist. Das Ende des Westens bedeutet daher auch eine Chance für Europa, zu einer echten, eigenständigen Identität zu gelangen. Der bisherige Weg einer bloßen Erweiterung wird dafür jedoch nicht ausreichend sein. Ohne eine europaweite Diskussion über die Finalität – also Ziel und Zweck – Europas ist alles nichts.

Heute steht Europa an einem historischen Wendepunkt: Auf der einen Seite droht die Renationalisierung – samt der Aussicht auf den Bürgerkrieg. Die Alternative dazu ist eine forcierte Europäisierung – was jedoch keineswegs mit der Durchsetzung des Euro zu verwechseln ist, im Gegenteil: Europa müsste lernen, dass ein gemeinsamer europäischer Markt samt einheitlicher Währung gerade kein Allheilmittel ist, um eine politische Union zu werden. Diese politische Revitalisierung Europas ist für niemanden so wichtig wie für Deutschland. Denn einen hegemonialen Zuchtmeister, ob politisch oder ökonomisch, hat Europa noch nie geliebt – und in der Regel auch nicht lange ertragen.